hat, freundlichst Gaben dargereicht werden. Erwünscht sind Spenden an Geld, Wäsche- und Kleiderstoff, aber es wären die Gaben besonders wertvoll, wenn sie begleitet wären von kleinen Beweisen schwesterlicher Treue in Grüßen aus allen deutschen Gauen.

Die Wiederkehr der Scharpie.

Noch 1870 war, wie in den Freiheitskriegen, mit dem Begriff des Krieges das Wort Scharpie aufs engste verknüpft. Frauen und Kinder zupften unermüdlich dies Verbandzeug, und die Scharpie war ein so wichtiger Stimmungsgebender Faktor im Bilde des Kriegslebens, daß Holtei sie geradezu zu einem Symbol jener Zeit erhoben hat. Trotzdem die hochentwickelte Technik des Verbandmaterials die Scharpie jetzt aus ihrer beherrschenden Stellung gedrängt hat, soll sie doch auch in diesem Kriege wieder zu Ehren kommen. Infolge der Sperrung der Baumwolleinfuhr muß man sich nach geeignetem Ersatz für baumwollene Verbandstoffe umsehen, und deshalb hat das Ministerium des Innern die Benutzung von gezupftem Nesseln, natürlich nach gründlicher Sterilisierung, empfohlen. In einer Mitteilung an die „Deutsche Medizinische Wochenschrift" weist Dr. Pöppelmann nachdrücklich auf diesen Vorschlag hin und zeigt aus seinen Erfahrungen, wie wertvoll die Verwendung von Scharpie auch heute ist, da man mit Baumwolle so sparsam wie möglich umgehen muß. Das durch Kletzen in größerer Menge gesammelte Nesseln wurde von den Schulkindern in den Handarbeitsstunden zerzupft. Mädchenschulen und weibliche Fürsorgeanstalten stellten sich bereitwillig in den Dienst der guten Sache. Die Scharpie wurde dann zu verwenden, daß man zunächst eine einfache Schicht Verbandmull ausbreitet, auf diese eine dickere Schicht Scharpie legt und auf diese eine ganz dünne Schicht Watte, worauf eine einfache Lage Zellstoff oder Fließpapier kommt, die den Abschluß bildet. So entstehen Verbandstoffpäckchen, die mit der Schere in 10 Zentimeter Streifen geschnitten werden. Diese Streifen werden zu Rollen aufgerollt und im Dampfkessel sterilisiert, wodurch eine „Bindung" des sonst leicht streuenden Materials eintritt. Auf diese Weise wurde der Baumwollverbrauch auf eine einzige Lage Mull und eine ganz dünne durchsichtige Lage Verbandwatte beschränkt. Die Herstellung der Verbandpäckchen geht sehr rasch vonstatten; sie ist praktischer als die Einfüllung der Scharpie in Gazebeutel, die mehr Material und Arbeit erfordert.

Wiener Mode.

In Wien hat sich vor kurzem eine Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe macht, österreichische Modelle zu schaffen, zur Ausstellung zu bringen, und die Mode unabhängig von Paris zu gestalten. Es sind auch schon lebhafte Unterhandlungen im Gang, um in Berlin Handelsbeziehungen anzuknüpfen und dem Berliner Markt einen Ersatz für die Pariser Modelle zu bieten. Es besteht kein Zweifel, daß die Erfindungsgabe und der Geschmack Wiens dem von Paris nicht nachstehen, schon seit Jahren gingen zahlreiche Wiener Modelle nach Paris, die Wiener Kürschners für Schneiderei, sowie für Putzmacherei haben längst einen Weltruf. Hierzu kommt noch das Aufblühen des neuen Kunstgewerbes in Wien, wo auch durch Beteiligung von Künstlern die Wiener Werkstätten entstanden, die originell und selbständig auf dem Gebiete der Modeschöpfungen vorgingen. Es dürfte also nicht nur gelingen, Oesterreich und Deutschland zu versorgen, sondern späterhin einen sehr bemerkenswerten Platz auf dem Weltmarkt für die Wiener Mode zu erringen.

Die Pariser Mode und der Krieg.

Zu dem so völlig veränderten Paris der letzten Monate hat die Rue de la Paix vielleicht den menschlichsten Eindruck, denn die Paläste der großen Pariser Modefirmen, in denen sonst um die Herbstzeit ein buntes Leben herrscht wie in einem Bienenschwarm, waren leer und schweigend, die Fenster mit dichten Läden verschlossen und die Möbel mit dunklen Stoffen überzogen, wie wenn alles plötzlich einen langen Winterschlaf diellte. Nun beginnt es sich aber in diesem wichtigen Zweige der französischen Industrie wieder zu regen. Die großen Schneider und die führenden Damen der Pariser Gesellschaft haben sich zusammengetan, um das Modegeschäft wieder in Blüte zu bringen. Die Schneider erklären, daß sie dies nicht etwa täten, um Geld zu verdienen; ebenso weisen die Damen die Absicht von sich, als ob sie in dieser schweren Zeit an Eleganz und Luxus dächten. Es soll nur den zahlreichen Angestellten und den vielen Heimarbeiterinnen geholfen werden, die durch ein völliges Brachliegen der Modeindustrie den Hunger ausgesetzt würden.

So ist es denn in den letzten Tagen des November sehr, sehr spät zu einer ersten Vorführung der neuen Modelle gekommen, bei der statt 150 neuen Kleidern, wie sonst, diesmal etwa 30 gezeigt wurden und statt der 100 vornehmen und reichen Fremdinnen etwa 20 anwesend waren. Die Männer fehlten völlig in dieser Versammlung; sie sind alle beim Heer, vom Direktor bis zum Türsteher. Die Verkäuferinnen, von denen einige Trauer trugen, sprachen nur vom Krieg, und die Damen, die mit ernsten Mienen die fortwährend Schöpfungen der leichtfertigen Modegöttin betrachteten, hatten ebenfalls kein anderes Gesprächsthema. Alle gaben sich Mühe, möglichst uninteressiert zu erscheinen, und doch waren alle, Geschäftsdamen wie Kundinnen, eifrig bei der Sache, denn die Französin soll noch geboren werden, die nicht über dem Schnitt eines Rockes und der Fältelung eines neuen Kleides auf Augenblicke alles andere vergißt.

Die neuen Modelle suchten sich dem neuen Geist, der so rasch über Frankreich hereingebrochen ist, nach Möglichkeit anzupassen. Man bevorzugt schwere, einfache Linien und dunkle Farben. Die Gewänder fallen ernst und reich von den Schultern bis zu dem Rocksaum. Sehr lange enge Aermel und hohe Kragen betonen das würdevolle und etwas Gezwungene des neuen Stils noch mehr. Dunkelsblau mit Schwarz ist eine beliebte Zusammenstellung, und höchstens wagt man sich bis zu einem gedämpften Braun oder zu einem Graugrün, das an das Feldgrau erinnert, das ja nun auch die Franzosen in ihre Uniform einführen. Als eine Huldigung für die moskowitischen Verbündeten ist das Vorwiegen der russischen Tunikes anzusehen, die praktisch, einfach und zugleich — patriotisch sind.

Der Todfeind in der Küche.

Wo die Engländer jetzt hinschauen, da sehen sie Deutsche und Deutsches, und sollten es auch nur Träume und Gespenster sein. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß sie den deutschen Todfeind auch in der Küche entdeckt haben, und zwar tritt er dort in recht realer Gestalt auf. Das beweist eine Ausstellung, die das britische Handelsamt veranstaltet hat und deren Besuch die englischen Wäscher nachdrücklich empfehlen. Man hat hier zusammengestellt, was für deutsche Waren die Hausfrau in der Küche hat und wie sie unbewußt und ohnungslos „von den teutonischen Produkten völlig abhängig geworden ist".

So erfahren nun die Engländer zu ihrer unangenehmen Ueberraschung, daß fast sämtliche Emaillewaren aus Deutschland kommen. Jede Küche hat große Schüsseln und Aufwaschgefäße, außen blau, innen weiß, sauber, widerstandsfähig und teuern, und die Engländerinnen sind in diese hübschen Töpfe und Schüsseln ganz verliebt, können nicht genug davon bekommen, ohne zu wissen, daß damit „der Todfeind in die Küche einzieht". Besonders wird hervorgehoben, daß man die großen in die Tausende gehenden Bestellungen bei den Fabrikanten in Berlin und Frankfurt a. M. mache, während den englischen Fabrikanten von Emaillewaren nur kleine Aufträge zur Aushilfe gegeben werden. Sodann sind deutsch alle Kochgeräte aus Aluminium. Auch mit diesen hübschen, handlichen und billigen Waren hat Deutschland die englische Konkurrenz aus dem Felde geschlagen. Und noch schlimmer ist es mit Bürsten und Besen bestellt. Deutschland hat am diesen billigen Gegenständen im vergangenen Jahr für 2 042 800 M. eingeführt; es sind Bürsten aller Art, von der großen Bürste zum Hausknstreichen und zum Fußbodenscheuern bis zu den eleganten Toiletten- und Zahnbürsten. Die deutschen Fabrikate sind so billig, daß selbst für Penny-Bazare gute Bürsten vorhanden sind. Noch viel beträchtlicher ist die Einfuhr von Holzwaren für den Hausgebrauch, die im vergangenen Jahr 7 825 000 M. betrug. Deutsche Tabletts, Präsentierteller, Messerbehälter und sehr viele andere Gegenstände aus Holz sind da zu sehen.

Die ganze, sehr umfangreiche Ausstellung predigt den Engländern auf das Eindringlichste von der Ueberlegenheit des deutschen Handels.

Lustige Ecke.

Zar und Rabbiner.

Als die Sache in Russisch-Polen schief zu gehen begann, beschied der Zar den Archimandriten zu sich und fragte ihn um Rat. Derselbe meinte, das Volk müsse fleißig beten, dann werde sich alles zum Guten wenden. Als dies nicht der Fall war, wurde der römisch-katholische Bischof konsultiert. Auch dieser empfahl fleißige Abhaltung von Gottesdiensten, ohne daß dies den gewünschten Erfolg gehabt hätte. Da wurde der Oberrabbiner gehört. „Allmächtiger Zar!" sagte dieser und strich seinen silberweißen Bart. „Was meine beiden Herren Kollegen geraten haben, war ein weiser Rat: Lasset Tag und Nacht beten, und der Herr der Heerscharen wird unsere Truppen siegreich zurückführen lassen! Aber — zur Vorsicht, teuerster Zarleben, — möcht' ich noch empfehlen, lasset für alle Fälle Polen auf den Namen der Frau Gemahlin schreiben! . . ."

Ein Gentleman!

Der Londoner Polizeirichter hat das Straßengesindel freigesprochen, das so gemeine deutschfeindliche Aufschreiungen beging, daß sich sogar einzelne Engländer darüber schämten. Er sagte, er wolle das Vorgefallene übersehen, da die Art der deutschen Kriegsführung die Menschen reize und erregte und fügte hinzu: „Wir dürfen aber nicht den Kopf verlieren und müssen uns stets als Engländer betragen." Aber das haben die Herrschaften doch getan! Und der Herr Polizeirichter mit seiner scharfrischen Verleumdung des deutschen Heeres mit es auch. (Aus der Jugend.)

Ein Wohltäter der Frauen. In einer politischen Versammlung spricht eine Vorkämpferin der Frauen: „Wer ist der Mann, der in der modernen Welt sich rühmen kann, uns Frauen zu größerer Höhe emporgehoben zu haben?" — Eine Männerstimme aus dem Hintergrund des Saales: „Der Erfinder der hohen Absätze!"

Knackmandeln.

Lösung des Ergänzungsrätsels aus Nr. 49:

Vogel, Irma, Kirche, Laut, Park, List.

Vormarsch auf Paris.

Richtige Lösungen gingen ein 64. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 65. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Willi Moya, Artur Hartnuß, Rudolf Werner, Anna Berger, Frau Saalfeld, Kurt Linke, Hans Kölzsch, Frau Audel, Herm. Voigt, Hans Schultz, Lina Richter, Helene Koproth, Martha Koch, Walter Linke, Fritz von Jacobs, F. Rummel, Paul Broich, Hans Fröhlich, Grete Hilbrecht, Margarete Schaffernicht, M. Flank, Margarete Dietrich, Werner Flinzer, Hans Pfützner, Martin Pfützner, Frau J. Brosius, Ernst Wust, A. Wiedenbeck, Margarete Brunnß, P. Röbricht, F. Reuter, Paul Scholz, Herma Wenk, Artur Rauschuß, die ostpreußischen Flüchtlinge, Gertrud Stephan, E. Gliebelhausen, Emil Bär, Rudolph Kolksch, O. Trautzwein, Bertha Peter, Ch. Wanke, B. Nicolaus, Richard Hesse, Gertrud Wehner, Wolfgang Müller, Frau M. Drenkow, Alice Drenkow, Willy Görner, O. Ahmann, Fritz Penzer, Herbert Ebel, G. Hielscher, Eduard Zwarg, O. Gräbe, Fr. Böttcher;

von auswärts: Curt Thiele-Dölau, Reinh. Oertel-Merseburg, Frau Marie Monicke-Delitzsch, Erich Lenz-Bielefeld, Fritz Derber-Merseburg, Gg. Mayer-Bad Schmiedeberg, Adele Eichbaum-Gerbstedt, Gertrud Kittler-Merseburg.

Prämie 1:

Licht u. Finsternis, Roman v. Frz. Herczeg

entfiel auf **Gertrud Wehner**, hier.

Prämie 2:

Die Pflegetochter, von Gust. Nieritz

entfiel auf **Anna Berger**, hier.

Logogryph.

Der Franzmann hat es mit E, — ei ja!
Er weht sich daraus seine Gloria.
Und zieht er damit in die wogende Schlacht,
Hält er das Werk schon für halb vollbracht.
Der deutsche Michel sagt schmunzelnd dann
Ich hab's nicht mit E, doch hab' ich's mit U!
Kaum sieht der Franzmann den U, o jeh!
Gleich ist es verschwunden bei ihm mit E.

Prämie 1:

Die Zuckerkomtesse, Roman v. Torresani.

Prämie 2:

Zur linken Hand, Roman v. Stroff (2. Bd.)

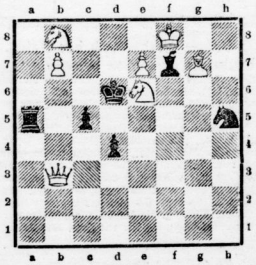
Prämie 3:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von A. Burmeister.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 50.

Dreizüger von A. Urfic.

1. Tb6—b8 1. e7—e5
2. Db4—f8 2. Beliebig.
3. Df8—f1, Df8 n. b8, T n. D matt.

Auf 1.... d5—d4 folgt 2. Db4—b7 usw.; auf 1.... e5—e4 2. Db4—f4 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 50 | **Halle a. S., Sonntag, den 13. Dezember** | **1914**

Deutsches Schlachtengebet.

Gottes Allmacht wacht
Im tosenden Lärm der Geschütze!
Er lenkt die tödlichen Blitze,
Entscheidet den Sieg in der Schlacht.
Herr, laß es gelingen,
Und laß uns vollbringen
Das Werk des Tods und der Siege!
Daß keiner von uns unterliege,
Im Sterben noch jeder ein tapf'rer Held —
Das walte, o Herr der Welt!

Rein das Herz, die Hand
Und der deutschen Soldaten Ehre —
Gerechte Allmacht, so wehre
Dem Fremdling das Vaterland!
Kein Stück deutscher Erde
Zur Beute ihm werde —
Die heil'ge Heimat von Feinden umstellt,
Schütz' mit uns, o Herr der Welt!

Kampf um hohes Gut!
's gilt Höheres als nur das Leben . . .
So lasse die Frevler erbeben
Vor Alldeutschlands Heldenmut!
Laß bleich sie erschlaffen,
Schenk Ruhm unsern Waffen —
Uns Deutsche, zu Hütern des Rechts bestellt,
Laß siegen, du Herr der Welt!

Seraphine Wities.

Santa Maria.

Von **Hans Fr. Blunck.**

Jan Petersen stand steif und regungslos hinter dem Geschütz und sah mit großen, erstaunten Augen durch den schmalen Verschlußspalt aufs Meer. Mitunter blinzelte er etwas, als täte ihm das unruhige Glitzern der Wogen weh, oder als dachte er über das Seltsame nach, das plötzlich in seinen Weg getreten war. War auch ein wunderlicher Tag gewesen, von morgens früh bis mittag, und wer ihm gestern gesagt hätte, daß er noch vor'm zweiten Sonnenuntergang auf einem Kreuzer hinter einer Geschützpforte stehen würde, der hätt's ernstlich mit ihm zu tun gekriegt. Denn Jan Petersen war einer von den Menschen, die nur wenige Worte von andern verlangen, aber die müssen klar und hart sein, genau so, wie er selbst sprach.

Das Meer rollte langsam an den Geschützpalt heran, ewig mit gleichem Atem. Mitunter schlängerte der Kreuzer, dann hob sich der Schiff, man konnte die dunkelblaue Kimmung sehen, die fruttallschwer im Wasser ruhte und wenn man Glück hatte, konnte man einen schmalen dünnen Rauchstreifen erblicken, — oder waren es zwei, — die irgendwo fern zum Himmel schwelten.

„Waren die Engländer", sagten die andern und lachten dabei so grimmig, daß Jan Petersen fühlte, wie ihm das Herz vor Freude hoch aufschlug. Es war etwas wie bedächtige Bewunderung, die der Matrose für die andern hatte. Er war bald zehn Jahre unten an der Chileküste gefahren, und war verträumt und schwerfällig geworden und kannte es nicht anders, als daß man beigab, wenn ein Engländer sprach und daß man gehorchen mußte, wenn er anordnete. Bis vor drei Tagen sein Kapitän sagte, daß Krieg sei und sie ihn blutig schlugen, weil er ein Deutscher war, — und bis —.

Jan Petersen blinzelte wieder behaglich vor sich hin. Heute morgen in aller Frühe war's gewesen. Da hatte der englische Dampfer beidrehen müssen, ob er wollte oder nicht, und von einem kleinen deutschen Kreuzer, der plötzlich unten lag, waren ein paar schwere Boote herüber gekommen mit den Mannschaften von erstaunten englischen Schiffen. Und der Kapitän des Chiledampfers, der Tags zuvor alle Deutschen hatte fressen wollen, war windelweich und freundlich gewesen, hatte gejammert und gebettelt, daß man ihm sein Schiff ließ und hatte schließlich, als er hörte, daß er die Mannschaft von den andern englischen Schiffen nach Hause bringen sollte, Jan Petersen eine Riesenflasche aufgedrängt, als hätt' der's ihm vermittelt. Aber der Deutsche war kein Mann von verpaßten Gelegenheiten und hatte es dem Engländer noch einmal gründlich heimgezahlt, all das, was sein Rücken die letzten drei Tage erfahren hatte. Unter der Back war es gewesen, wo er den Burschen gestellt hatte.

Jan Petersen knurrte plötzlich vor Behagen leise vor sich hin, so — daß die andern laut zu lachen begannen und er fast aus seinen Gedanken zu sich kam. Und dann hatten sie ihn herübergeholt auf den Kreuzer, weil sie da jeden Mann gebrauchen konnten, hatten ihn eingekleidet und hatten ihm erzählt von den englischen Kreuzern, mit denen sie jetzt seit Mittag in Fühlung standen und die doch nicht recht rankommen konnten und wollten. Was wohl daraus werden würde?

Jan Petersen tastete plötzlich über die Brust. Ihm fiel irgendeine alte Münze ein, die er dort trug und die ihm Lene Bogt vor vier oder fünf Jahren mitgegeben hatte, als er zum letzten Mal aus der Heimat fuhr. Warum sie ihm die wohl zugesteckt hatte? Der Matrose kannte das kleine metallene Denkstück mehr als genug, hatte oft darüber gegrübelt in den vielen einsamen Stunden und mußte doch plötzlich lange und erstaunt daran denken. Nein, als ob das Mädchen gewußt hätte, was kommen würde. Jan Petersen schüttelte erstaunt den Kopf über seine eigenen Träumereien, tastete nach der Münze, die über dem Herzen hing und sah sie, als er sie mit den Händen fühlte, plötzlich leibhaftig vor Augen. Zwei Schiffe waren darauf, mit riesigen Masten, von denen eins untergehen mußte, grad', als wären sie im Kampf miteinander gewesen. Und als Jan Petersen recht in seine Gedanken sah, da war das eine der kleine, weiße Kreuzer, auf dem er stand, und der andere, der im Sinken war, der Graue da drüben.

Der Matrose fuhr auf und schüttelte vor Verwunderung den Kopf. Als hätten sie vor ihm gestanden, so leibhaftig hatte er die Schiffe gesehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191412137/fragment/page=0001

Ob das wohl mit rechten Dingen zuging? Er mußte plötzlich an Lene Vogt denken, an ihre geheimnisvolle Art, als sie ihm die Erinnerung gab, und mußte doch wieder über sich selbst und die krausen Bilder lachen, die er sah. Oder hatte sie doch recht, hatte sie gewußt, daß er auf die kämpfenden Schiffe käme? Oder war's garnicht Lene Vogt gewesen, sondern irgend etwas Unheimliches, das ihm die Münze gegeben hatte, für eine gute Tat, an die er kaum gedacht hatte? All die hundertfältigen Sagen und Geschichten seiner Heimat gingen dem Matrosen durch den Kopf, er wagte nicht aufzusehen und verglich in Gedanken die viele eigene Not der letzten Jahre mit den wunderlichen Erzählungen. Gab's nicht Sonntagskinder, die einmal ein Wort hörten, oder einen geheimnisvollen Spruch, oder ein Glück fanden —.

Jan Petersen fuhr zusammen. Irgendein Kommando war gekommen und er begann zu arbeiten, ruckmäßig und schwer, so wie er es früher in seiner Dienstzeit gelernt hatte. Er spürte, daß die andern ihm neugierig zusahen, als könnte er etwas vergessen haben, aber er schaffte es gut, und er fühlte mit den andern die Spannung, die ungeheure, frohe Spannung, die allen, die im Turm waren, aus den Augen leuchtete. Aber es war noch halbwach bei ihm, als könnten seine schwerfälligen Sinne nur langsam folgen all dem, was geschah.

Irgendeiner prahlte, — die Feinde liefen ja hoch weg, aber als Jan Petersen durch den Spalt sah, stand die Sonne tief am Himmel, war einen blutigroten Schein über's Wasser. Und mitten drin in der Ferne schienen die Engländer zu stehen, ein Schiff, das hoch und zackig über der Kimmung lag und zwei Rauchwolken dahinter. Warum das Meer wohl so bunt war? Wie lauter purpurne Blasen, die vom Grund kamen, zerrannen und doch wieder über die Wogen sprangen, von Rücken zu Rücken, als wollten sie gegen das Schiff. Ob das wohl etwas zu bedeuten hatte? Jan Petersen tastete noch einmal flüchtig über die Münze und wunderte sich, daß sie über der Brust lag, genau wie vorher. Ihm war, als sei sie die Welt geworden und er stände auf dem einen der Schiffe des Bildes. Das aber plänzte schneeweiß und das Wasser war blutigrot, sowie das Meer, wenn er durch den Spalt blickte.

Der Fernschreiber rasselte plötzlich, irgendein kurzer Befehl, sie sprangen zurück und die Rohre schnellten donnernd in den Lafetten hin und zurück.

Noch einmal — und noch einmal — eine ganze Zeit. —

Jan Petersen sah plötzlich, wie ein dünner Rauch vor dem Schlitz lag, in dem unaufhörlich Flammen leckten und tanzten. Das brannte doch nicht? Unsinn — wo soll's brennen, aber drüben, bei dem zackigen Kiel, der über den Horizont schielte, da schien's zu brennen, — oder waren es seine Geschütze? Natürlich, — er wehrt sich. Aber das war mehr da drüben, da schoß auf einmal ein dicker schwarzer Strahl zwischen den Türmen auf, ganz hoch, weit über die Masten hinaus. Jan Petersen begriff, brüllte plötzlich auf vor Freude und arbeitete keuchend weiter. Genau so, wie er es auf der Münze gesehen hatte. Da drüben war das andere Schiff, — er sah es ganz deutlich, — das sinken mußte, — aber hatte er nur getrümmt? Der Matrose fuhr plötzlich aus seinen halbwachen Gedanken auf, als schüttelte er einen Schlaf von sich ab. Neben ihm stand der Offizier und schrie und lachte, kommandierte das Feuer und wies wieder wie außer sich nach draußen. Drüben der Engländer war in dichten Qualm gehüllt, aus dem unaufhörlich rote Funken sprangen. Er fuhr nicht mehr näher, als wolle er fliehen, aber er kam nicht recht dazu.

Rückten die Deutschen nicht näher? Natürlich, — und die Geschosse sprangen noch genau so wie zu Anfang aus dem Rohr, wieder und wieder in die dichte Qualmwolke hinein, die da vorn flegt. Der Matrose hielt einen Augenblick erschreckt den Atem an; er hatte fast vergessen, daß es ein Engländer war, der da drüben brannte, und es war, als krampfte sich all sein Inneres gegen den Glauben, daß er sinken könnte. Aber dann blickte er in das junge, überfrohe Gesicht des Leutnants, mußte auf einmal an die beiden Schiffe auf der Münze denken, an das Sinkende und an den Sieger, der darüber hinweg fahren wollte. Und wie eine Antwort auf seine Gedanken legte sich drüben der Engländer langsam auf die Seite, mehr und mehr, stampfte mit dem Bug langsam nach vorn. —

Die Befehle hatten aufgehört; sie standen mit erhitzten, lachenden Gesichtern um die Rohre und jeder suchte des andern überfrohe Augen.

Jan Petersen tastete neugierig nach der Brust und holte zögernd die Münze hervor, als müßte die verschwunden sein. Der Offizier stand neben ihm, blickte ihm über die Schultern und nahm das Metall neugierig in die Hand.

„Das sind ja die Hanseaten vor der Elbe", — nickte er ihm zu und lachte. Jan Petersen verstand ihn nicht recht, aber er nickte wieder nachdenklich, und dann irrte sein Blick langsam von der Münze nach dem sinkenden Schiff draußen, als vergliche er, — könnte er langsam daran glauben . . .

Ihr Kriegsscherflein.

Von Edmund Egon Hollberg.

Warum Onkel Moritz heute nun schon zweimal gekommen war? Das war doch sehr auffallend. Und jedesmal hatte er mit Mutter lange, lange gesprochen. Was aber viel schlimmer war: die kleine Else durfte nicht im Wohnzimmer bleiben; kaum daß sie dem guten, alten Onkel, den sie so liebte, die kleine Paifschand geben konnte, wurde ihr auch schon befohlen, ins Kinderzimmer nebenan zu gehen und zu spielen. Das war hart. Der kleine Blondkopf gehorchte augenblicks, wie sich das von selbst verstand, wenn Mama eine Anordnung gab; aber hätte wer ihr just in diesem Momente in die sonst immer lustig und unbekümmert blickenden blauen Augen geschaut, der würde bemerkt haben, daß ein Schatten in ihnen lag, ein stiller, tiefernster Gram, wie er gleich verdrossen und gleich trostlos nur von einem noch nicht sechsjährigen kleinen Mädchen empfunden werden kann.

Um die Wahrheit zu gestehen: Else hatte großen Kummer und zwar schon seit einigen Tagen. Sie hatte, als Mama von der Frau Geheimrat Rosenthal letzthin Besuch bekam, plötzlich angefangen, von Papa zu erzählen, zu von ihrem lieben guten Papa, der schon so lange auf Reisen war und von dem sie gar nicht mehr sprechen durfte. Mama wurde, das hatte sie deutlich gesehen, ganz blaß, und Tante Rosenthal, die sonst immer so lieb zu ihr war, sagte einige englische Phrasen, über die Mama zu weinen anfing. Es war, mit einem Worte gesagt, eine peinliche Szene, die damit endigte, daß Elschen verwarnt und aus dem Zimmer geschickt wurde. Darüber hatte sie sehr geweint und sich grenzenlos verlassen und unglücklich gefühlt. Durfte man ihr eigentlich verbieten, an ihren Papa zu denken und von ihm zu sprechen? Wer er nicht immer gut zu ihr gewesen, wenn sie es auch tadeln mußte, daß er nun schon so lange auf Reisen war und sich gar nicht mehr um seine kleine Else kümmerte. Aber vielleicht ihnen ihr das alles nur so und verstand sie diese verwickelten Dinge, von der die Großen um sie herum mit merkwürdig verkniffenen Gesichtern zu sprechen pflegten, gar nicht richtig. Wenn man doch wüßte, wie alles in Wirklichkeit war? Sollte nicht der kluge, alte Onkel Moritz es wissen? Und war es wohl eine große Sünde, wenn sie jetzt an der Tür ein wenig lauschte, um mehr zu erfahren? Vielleicht sprachen sie da drinnen von Papa, wie es ihm ging und wo er war . . . . . ach, das wäre zu herrlich! Einmal zu wissen, wo er sich befand! Ihn wiedergesehen! Und alles wäre dann wieder gut, und Mama brauchte nicht mehr zu weinen, und sie selber konnte spielen, wo es ihr paßte und durfte jederzeit, der zu Besuch kam, soviel von Papa erzählen, wie es ihr gefiel.

Es war doch recht schwer, an der Tür zu lauschen, wenn man es nicht gelernt hatte und keine Uebung besaß. Die kleine Else reckte sich in die Höhe, um zu den Schall der Worte deutlich aufzufangen. Mama sprach immer so leise, aber Onkel Moritz wenigstens, den konnte man verstehen; er hat es gewiß absichtlich, der gute Onkel, damit sie etwas von ihrem Papa erfahren sollte, ja gewiß, darum sprach er so laut.

Aber was hörte sie da mit einem Male? Der Papa war gar nicht auf Reisen, er befand sich in Berlin, hier in Berlin, und in der Rauchstraße, die sie doch ganz gut kannte, weil Tante Rosenthal doch auch da wohnte. Himmel! Das kleine Herz drohte ihr stillzustehen. So würde Papa bald wiederkommen und sein liebes Elschen, die sich so nach ihm sehnte, in die Arme schließen? Ach, wenn das nur wahr wäre! Aber dann sprach Onkel Moritz weiter, und plötzlich hatte die kleine Lauscherin keine, aber auch gar keine Hoffnung mehr. Nein, Papa würde nicht wiederkommen, niemals mehr. Hatte nicht Mutti es soeben gesagt? Und dann — aber das war sehr schwer zu begreifen — hatte der Onkel mit seiner klaren Stimme gesagt, jetzt in der schweren Zeit, wo jeder sein Scherflein zum Kriege beitrüge, sei es nun direkt oder indirekt, müsse auch Mama den alten Groll fahren lassen, sozusagen ein Kriegsscherflein beitragen und von Herzen verzeihen. Das werde, wenn auch in anderer Weise, so doch ebensogut wie der Opfersinn einer Sanitätsschwester dem Vaterland dienen; denn alle müßten jetzt einig sein, sich in der gemeinsamen Not zusammenschließen und die eigenen Sorgen, Gehässigkeiten und Uneinigkeiten vergessen, damit das Vaterland leichter gerettet werde. Das und noch vieles andere hatte Onkel Moritz der Mutter vorgehalten, und diese hatte bitterlich geweint und schließlich geantwortet, wenn Papa sich nicht weiter unverschämt zeigen wolle, so könne alles wieder gut werden.

Die kleine Else lauschte mit klopfenden Herzen. Sie hatte bei weitem nicht alles begriffen, was der gute Onkel Moritz da auseinandersetzte, aber ein Gedanke saß mit einem Male fest in ihrem blonden Köpfchen: der Papa mußte um jeden Preis zur Mutti zurückkehrt werden. Und was hatte Onkel noch immer wiederholt? Jeder, aber auch jeder müsse ein Kriegsscherflein beitragen . . . wie, wenn sie selber so ein Scherflein opferte, etwas sehr Mühsames, sehr Schweres unternähme für Papa und Mama und für das große Vaterland, das in Gefahr war, genau wie Onkel Moritz es gesagt hatte.

Lange nachher, als schon der Onkel fortgegangen war, saß die kleine Else in einem Winkel des Kinderzimmers und grübelte mit nachdenklicher, plötzlich ernst und altklug gewordener Miene, wie sie das Große anstellen solle. Und am Abend wußte sie es.

*

Wären die Straßen lang und gingen immer so in Verwirrung durchinander! Es war wirklich eine mühselige Arbeit, sich da zurechtzufinden. Klein Elschen hielt einen Augenblick im Gehen inne und schaute sich um. Hell lag die breite Straße da in der weißlichen Beleuchtung mächtiger, hochhängender Bogenlampen, die wie seltsame, glühende Mondkugeln in der dunklen Luft schwammen. Zu Seiten des Fahrweges warfen die Bäume phantastische Schatten auf den blinkenden Asphalt und zeichneten wunderliche Figuren darauf, die sich bewegten und immerfort veränderten. Elschen wurde es mit einem Male unheimlich. Bisher war sie immer tapfer geradaus geschritten, denn so mußte man doch bestimmt zur Rauchstraße und zu ihrem Papa kommen. Aber der Weg wurde lang, und noch immer nicht kam das weiße Straßenschild mit dem Namen, den sie sich so gut eingeprägt hatte. Zu fragen wagte sie nicht. Die meisten Menschen, die vorbeikamen, waren ja auch so eilig und machten so große erschreckende Augen, wenn sie sie sahen, daß sie sich unmöglich entschließen konnte, jemand anzusprechen. Und nun begann es auch noch zu regnen. Zuerst war es ja lustig anzusehen, wie der helle Boden plötzlich lauter schwarze Punkte bekam; manche waren groß wie ein richtiges Kohlpfennigstück und knallten ordentlich, wenn sie herunterfielen. Aber der Spaß dauerte nicht lange; die Punkte gerieten immer dichter aneinander, verschmolzen schließlich und als wollten sie ihre Mutterchen verschimpfen, und schließlich war der ganze Boden wie ein Spiegel, und es knatterte nun so heftig und saute in der Frau gewordenen Luft, daß man sich nicht mehr retten konnte.

Elschen fing an zu weinen. Sie stand unter einem jungen Baum, durch dessen zarte Zweige es wunderlich tröpfelte und sprühte. Und die Tropfen, die reichlich herunterfielen, und ihr, vom Marschieren und Laufen ganz rot gewordenes Gesichtchen benetzten, vermischten sich mit ihren Tränen. Aber als niemand kam, um sie in ihrem Kummer zu trösten, faßte sich das kleine Mädchen von selber. Sie lief unter ein nahegelegnes Tor, wo sie vor dem Regen besser geschützt war und begann ernstlich nachzudenken, was nun geschehen müsse. Denn etwas mußte jetzt geschehen, um endlich nach der Rauchstraße zu gelangen; das sagte sich die kleine Else und kniff die Brauen zusammen, so, wie sie es bei den großen Personen gesehen hatte, die auch nachdachten und etwas zu ergründen wünschten.

Aber was war das? Ging da nicht auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ein Herr, der dem Papa glich? Nein, o Gott, er war es ja selber, wirklich der gute, liebe Papa! „Pappi, ich bin da!" schrie die kleine Else mit einem Jubelruf und wollte über die Straße eilen. Jan Petersen Augenblick stutzte ein blendender Lichtschein dicht vor ihr auf, Räder knirschten. . . . . Elschen stieß einen furchtbaren Schreckensruf aus . . . im nächsten Moment wurde

sie von einer unbezwinglichen Gewalt gegen die steinerne Bordkante der Straße geschleudert. —

Unter fürsorglichen Händen erwachte sie in dem pflegeliebenden Hause, wohin man die kleine Verunglückte gebracht hatte, aus der Ohnmacht. Und als der Vater, der auf so merkwürdige Weise sein Kind wiedergefunden hatte, sich zärtlich über den blutenden kleinen Lockenkopf neigte, flüsterte Elschen mit unsagbar glücklichem Lächeln: „Nicht wahr, Pappi . . . das Kriegsscherflein . . . wir beide . . . zu Mutti!"

Unteroffizier Nottebohm.

Von Martin Proskauer.

„Es ist prachtvoll, wie sich unsere Leute da draußen schlagen, die alten Landwehrleute wie die Jungen. Kurz bevor ich das Pech mit dem Arm hatte, bekam ich noch eine Schwadron Freiwilliger als Nachschub, die waren noch größere Draufgänger."

Der Sprecher, ein großer hagerer Husarenmajor, rückte den verwundeten Arm in der Binde zurecht.

„Und was für Kerle drunter sind," fuhr er nachdenklich fort, „da saß ich einem Reiter — ich denke, das Gesicht kenne ich doch — frage ihn, da ist es Wenzlein, der große Heldentenor mit der noch größeren Gage! Lauft hin und wird freiwilliger Reiter. Außerdem waren noch zwei Privatdozenten und über 50 Studenten da — alle freiwillig!"

„Bei meiner Kompagnie ist ein ganz berühmter Schriftsteller als Sanitäter," bemerkte ein Hauptmann.

Ein Oberleutnant mit dem Eisernen Kreuz, der bisher schweigend in der Ecke gesessen hatte, lachte auf.

„Den komischsten Kerl, glaube ich, Herr Major, hatten wir doch in unserem Regiment. Bei uns dient nämlich der Unteroffizier Willi Nottebohm."

„Wer ist denn das?" fragten die anderen Offiziere.

Der Oberleutnant lachte: „So heißt er nur in seinen Papieren, sonst nennt er sich der „urfidele Nottebohm"!"

„Was? Der? Der bekannte Varietekomiker? Der mit dem dicken Gesicht?" . . .

„Genau derselbe. Und ist Unteroffizier der Reserve in der zweiten Kompagnie unseres Regiments. Erst wurzten wir — das heißt die Offiziere — gar nichts von seiner Anwesenheit. Aber eines Tages sehe ich durch das Lunarsier in einem belgischen Dorfe, da sehe ich einen dicken Haufen Soldaten und hore brüllendes Gelächter. Ich trete näher, man macht mir Platz, da sitzt ein dicker Unteroffizier auf einer Tonne und singt ein blödsinniges Lied auf die Engländer, aber so komisch, mit so einem drolligen Gesicht, daß ich auch lachen muß. Das war meine erste persönliche Bekanntschaft mit Herrn Willi Nottebohm. Jetzt fiel er mir öfter auf, aber nicht immer angenehm. Zuerst ging es ja. Bei dem Gewaltmärschen, die wir machen mußten, war er immer vorneun, immer fidel, wenn ihm auch der Schweiß über sein dickes Gesicht lief — und machte seine Witzchen. So heiterte er wenigstens die Leute auf. Besonders einen Singsang hatte er, da brogen sich die Leute vor Lachen. Als Refrain ging es immer:

„Kinder, kommt, die Reise hat
Uns ja nicht gekostet,
Kinder, haut den Englischmann,
Bis sein Rostbeef rostet!"

Sehr gesswoll war es nicht, aber sein Gesicht glänzte wie lauter Butterzuppe; und die Kerle wollten sich verlachen. Allmählich wurde es aber zu viel. Herr Nottebohm schien die kaiserlich deutsche Armee für sein Publikum zu halten, und sein Mundwerk stand nie still, auch bei Nachtmärschen, wenn er besser das Maul halten sollte. Ich habe ihn auch gehörig angepfiffen, aber dann machte er ein so zerknirtertes Gesicht, die Klarchen Aenglein personifen in lauter kummervollen Spectschulten, das man sich wundernehm mußte, um nicht laut zu lachen. Ich machte den Feldwebel auf den Unteroffizier Nottebohm aufmerksam, da sagte er: „Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ich weiß schon. Aber wenn ich den Kopf wegdrehe, dann macht er meine Stimme nach, daß ich denken könnte, ich bin's selber!" —

Also der urfidele Nottebohm spielte weiter. Einmal kam ich von hinten an die Marschkolonne heran, da hörte ich das Lied:

„. . . Kinder, haut den Englischmann,
Bis sein Rostbeef rostet!",

aber mit meiner eigenen Stimme, einfach täuschend nachgemacht. Von wem? Natürlich von Herrn Nottebohm. Ich war wütend und lief gleich zum Major. Der sagte zu mir: „Sie sind nicht ernst genug!", und rief den fidelen Nottebohm kommen.

Ein Donnerwetter erschien, den Speck in Trauerfalten gelegt, das linke Auge betrübt, das rechte vergnügt. Er fragte vor dem Major die Absätze zusammen, daß er schwappte. „Ob er den Unsinn nicht lassen könnte?" — „Zu Befehl, Herr Major, es ist angeboren, ich kann nichts dafür," sagte Nottebohm mit Jammerstimme, daß man vor Bewunderung hätte aufkreischen können, „ich sehe so aus!" —

„Aber Sie können sich doch zusammennehmen, Unteroffizier!" mahnte der Major.

„Zu Befehl, aber es geht nicht, Herr Major," sagte Nottebohm traurigen und ich sah ihn recht mit der strohdenen Breitseite an. „Wie ich heiraten wollte und meiner Frau einen Antrag machte, fing sie an zu lachen und schrie, so ginge es nicht, es wäre zu komisch. Ich sollte es schriftlich machen!"

Dabei brachte er die ganze Geschichte mit des Majors eigener heiserer Stimme, aber in so jämmerlichem Tone heraus, als ob es ein Malheur gegeben hätte!"

Die andern Offiziere lachten.

„Na, und weiter?"

Der Oberleutnant fuhr fort:

„Na, der Major drehte sich — schnuuks — um und sagte: „Es ist gut, Sie können abtreten!"

Dabei zuckten seine Schultern vor verhaltenem Lachen. Am Abend darauf kamen wir in die Front. Eine Nacht vor einer Stellung. Die wir machen mußten, war er immer vorneun, immer fidel, wenn ihm auch der Schweiß über sein dickes Gesicht lief — Morgen kamen wir in die Schützenlinien. Spe'ch raus — Gräben ausheben — Unterstände bauen — na, Sie kennen das ja zur Genüge selbst. Dann aus dem französischen Infanterie und französischen englische Artillerie, die aber merkwürdig still war. So sagen wir in den Schützengräben. Es regnete, die Feldküche kam unregelmäßig, kurzum, das rechte Elend der Untätigkeit mit stetem aus-dem-Posten-sein ging uns an. Mit einem Male fing der Feind an loszuballern. Die Briber hatten auch erst Reserven nachgezogen, jedenfalls war es ein mächtiger Angriff auf der ganzen Front. Unsere Linie war ziemlich dünn, nebenan war es auch, und gerade als die feindliche Artillerie sich so recht eingeschossen hatte und die Granaten unsere schönen Unterstände zerschmissen, verloren wir den Anschluß nach links — wir waren rechte Flügelspitze — und lagen nun schön da. Es war ekelhaft, meine Herren. Keine 50 Schritt weit Sicht im Rebel, dazu der Feind, der uns so richtig eingegabelt hatte, es sah scheußlich bei uns aus. Ich denke gerade, ob uns die Engländer vielleicht umgehen wollen, da platzt ein Schreynell über dem Bataillonsstab — der Major und zwei Hauptleute hin!

So ein Pech — und dabei auf exponierten Posten! Im ersten Augenblick waren wir alle fix, die Leute spürten instinktiv die Unsicherheit. Die nächsten hörten zu schießen auf und schickten nach den vier Offizieren. Man sichte heimlich die stumme Frage: Sollen wir nicht zurück? Ich sah mich nach dem andern Hauptmann um, der hatte aber auch gerade seinen Schutz bekommen — man wollte einem Gewehrschuß fassen. Da hörte ich flüstern von mir etwas krähen, heiser, die Stimme des Majors:

„Pflaggt das Bajonett auf! Zum Sturm, marsch, marsch, hurra!" Ich sehe den urfidelen Nottebohm das Bajonett in den Fäusten, raus aus dem Graben springen. Die andern Kerle auch, ich ziehe den Degen, spüre einen Schlag gegen den Kopf, bin gar nicht hin und los — marsch, marsch, hurra! —

Wir alle rein in den Nebel. Na, also kurz, kamm 200 Meter nach vorn ist der Feind, englische Territorials im Schützengraben, hopps rein und mit dem Bajonett kerzengerst! Wollen? Da ein Geschütz — zwei — eine Batterie, französische leichte 75 Millimeter — wo mit der Maschinenschaft. Plötzlich sind keine Feinde mehr da. Gleichzeitig kommt ein Windstoß, der Nebel hebt sich, und wir sehen, daß links von uns unsere ganze Front im Sturm vorgeht, wir am weitesten vorn, und der Feind läuft — aber wie!"

Der Oberleutnant machte eine Pause.

„Am Abend hörten wir dann aus dem Brigadebefehl, daß das erste Bataillon — als wir den Umgehungsversuch des Feindes rechzeitig bemerkt und durch Sturmangriff glänzend abgewiesen hätten. Gleichzeitig wurde ich aufgefordert, Mannschaften für das Eiserne Kreuz zu benennen. Ich suchte etwa 12 Mann aus, darunter Nottebohm. Leider konnte ich nicht als Grund für ihn, wie ich gern gewollt hätte, angeben: Weil er im kritischen Moment die Stimme seines gefallenen Majors nachmachte!" . . .

Mühige Mädchen spinnen schlimme Fädchen.
Sprichwort.

Aus der Welt der Frau.

Mädchenherz ist immer neu,
bleibt einem nimmer treu.
Ungarisches Volkslied.

Unsere Kinder und der Krieg.

Glücklich sind unsere Kinder zu nennen, daß sie nicht wie die Jugend Belgiens und Frankreichs die Schrecken und das Grausen des Weltbrandes aus eigener Anschauung kennen lernen müssen. Vereinzelt war es leider den Kindern Ostpreußens beschieden. Ganz erspart kann die Bekanntschaft mit dem Ernst der Zeit freilich keinem Kinde werden, und wer dies wollte, beginge sogar einen schweren Erziehungsfehler. Gelingen würde es ja doch nicht, denn das heutige Kind steht viel zu bewußt und mitdenkend und miterlebend neben den Erwachsenen, um es von den Ereignissen des Tages, dieser Tage fernhalten zu können. Es kann sich also nur darum handeln, wie wir unsere Kinder geistig durch die schicksalsbange Gegenwart geleiten sollen, wie wir mit ihnen vom Kriege reden sollen.

Der Krieg ist ein großer Erzieher, und gerade der junge, den Eindrücken nach hilflos preisgegebene Mensch wird einen Schatz von Erinnerungen und Gefühlen von unverlierbarem Wert aus seinem Miterleben davontragen. Die Liebe zum Volkstum, der Stolz auf ihre deutsche Herkunft braucht jetzt kaum mehr in den Kindern geweckt zu werden. Es lebt in ihnen, und auf ihre Art machen sie sich den Krieg zu eigen, ohne die Erwachsenen zu fragen. In Spiel und Gebet beherrscht sie der Gedanke an den Krieg, und sie dabei ruhig gewähren zu lassen, ist gewiß das Beste. Natürlich darf das Soldatenspiel nicht in Roheit ausarten und das Beschimpfen des Feindes nicht als Heldentat bewundert werden. Nichts ist vertwerflicher, als im Kinde den Glauben entstehen zu lassen, daß alle Russen, Franzosen oder Engländer Unmenschen seien. Das sind benn keine Mitteluropäer. Man muß ihm vielmehr sagen, daß die Angehörigen der uns jetzt feindlichen Länder vielfach auch den Krieg nicht gewollt, und daß auch unter ihnen Mütter und Kinder sind, die den Vater und Bruder in den mörderischen Kampf ziehen lassen müßten. Den Haß gegen alles Unwahre und Heuchlerische zu lehren, ist dagegen notwendig und gesund. Aber kein Haß gegen Völker darf in die Kinderseelen gepflanzt werden.

Weihnachten naht und stellt uns auch unsern Kindern gegenüber neue Aufgaben. Das Mitleiden muß dem Kinde zum Bewußtsein bringen, in welch schwerer Zeit wir leben. Eine geringere Weihnachtsbescherung als sonst soll es mit Verständnis hinnehmen und mit dem Wunsche, daß das vorjährige Weihnachtsfest den verwundeten Kriegern in den Lazaretten zugeführt werde. Die Kinder sollen einmal fühlen, daß Geben seliger ist als Nehmen. Man hülle sich aber ja, Kinder wegen solcher Entsagung etwa zu loben. Man sage ihnen im Gegenteil, daß das Opfer des Zuckers zum Kaffee z. B. doch ganz winzig sei, gegen dasjenige, das unsere Soldaten draußen im Schützengraben bringen. Auch mit der Not des ärmern Teiles des Volkes mache man das Kind bekannt. Man sage ihm, daß es vielleicht das Schmerzlichste für diese Armen sei, ihren Angehörigen im Felde nichts schicken zu können, und man lehre sie, wie mate, taktvoll und mit behutsamen Händen, bedürftigen Kindern den Weihnachtstisch decken kann. Schließlich müssen wir unsern Kindern einprägen, daß wir um des Friedens willen kämpfen, müssen wir in ihnen den Glauben wecken, daß für alle Völker dereinst ein dauernder Friede erscheinen werde.

An alle deutschen Mädchen

richtet der Evangelische Verband zur Pflege der weiblichen Jugend, e. V., Berlin-Dahlem, Friedbergstraße 25/27, „Burckhardt-Haus", die Aufforderung, neben der Fürsorge für die im Felde stehenden Brüder auch der Schwestern zu gedenken, die infolge des Krieges aus ihrer Heimat vertrieben worden sind. Vor allem aus der Provinz Ostpreußen haben so viele Heim und Haus verlassen müssen, die nun in der Fremde Weihnacht feiern. Wenn ihnen die Weihnachtsglocken läuten, denken sie mit schweren Gedanken daran, daß sie nicht in der Heimat das Fest feiern können, daß sogar dorthin sonst ihnen der Christbaum brannte, nur Trümmer und verwüstetes Glück sind. Aber sie sollen, wenn auch fern ihrer Heimat, doch fühlen, daß sie gewagen werden von der Treue ihrer deutschen Schwestern. Wir wollen ihnen ein trautes Weihnachten schaffen, deshalb bittet der Evangelische Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands, daß ihm für die ostpreußischen jungen Mädchen, die er in vielen Heimen untergebracht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191412137/fragment/page=0002